

Prof. Monika Grütters, MdB

Obfrau für Kultur der

CDU/CSU-Fraktion

Beitrag für das Jahrbuch für das Erzbistum Berlin 2009

Berlin – gottlose Stadt?

Im Frühjahr 1989 – also lange genug vor dem Mauerfall, zu einem Zeitpunkt, als ihn wirklich noch niemand ahnte – bin ich nach Berlin gekommen. Aus Sehnsucht nach der Großstadt, nach diesem Metropolengefühl, dem pulsierenden Tempo, der Anonymität, die gleichwohl Behausung sein kann – aus dieser sentimentalsten Hingabe an die Mauerstadt hat es mich nach Berlin verschlagen. Hinter mir gelassen habe ich meine Heimatstadt Münster und den Studienort Bonn, ein starkes Netz an Freundschaften und beruflichen Bindungen. In Berlin kannte ich niemanden, ich habe nur gehaut, dass es schon gut gehen würde hier und in der Welt der Kultur, der ich mich beruflich verschrieben habe. Berlin war meine Leidenschaft – und Berlin ist es bis heute geblieben.

Nirgendwo anders möchte ich zur Zeit leben. Mein Gefühl hat mich nicht betrogen: Diese Großstadt passt zu mir, sie ist meine Heimat geworden.

Nur einen einzigen Wermutstropfen gibt es doch: Mir, der überzeugten und glücklichen Katholikin, fehlt das Geistliche im Stadtbild. Diese untrügliche Topographie christlicher, gerade katholischer Gegenden mit ihren unübersehbaren Wegmarken, den Kirchen, die der Mittelpunkt jeder Gemeinschaft sind, hat mich eben doch nachhaltig geprägt.

In Münster fahren Geistliche im Habit mit dem Fahrrad übers Kopfsteinpflaster, und Nonnen gehörten nicht erst seit der Sexta im Bischöflichen Mädchengymnasium Marienschule zu meinen ständigen Begleiterinnen. Schade, dass das vorbei ist.

Denn in Berlin sucht man all das vergebens. Kirchen sind unauffällig in die Fassadenfluchten der Häuserzeilen eingebaut, fahrradfahrende Geistliche haben Seltenheitswert, und wenn ich mal einer Gruppe Ordensfrauen begegne, frage ich, von woher sie zu Besuch in die Hauptstadt gekommen sind.

Aber was will man auch erwarten in der „Hauptstadt des Atheismus“? Hier leben heute nur noch 31 % Christen, es gibt in Berlin 9% Muslime, und ca. 10% der Bevölkerung gehören anderen Religionsgemeinschaften an. Selbst die Kirchenbeauftragte des Senats geht davon aus, dass die meisten Berliner wohl noch nie zu einer evangelischen Hochzeit oder zu einer katholischen Beerdigung eingeladen wurden. Die meisten kennen persönlich keine Christen. Dabei ist Berlin mit ca. 1 Million Gläubigen die größte christliche Stadt in Deutschland, sie hat die drittgrößte katholische Gemeinde mit ihren 321.000 Mitgliedern.

In dieses Gesamtbild passt es, dass Berlin das einzige Bundesland ist, das in seinen Schulen Religionsunterricht nicht als ordentliches Schulfach anbietet. Das einzige im Grundgesetz verankerte Schulfach gibt es hier nur als freiwilliges Angebot in den Nachmittagsstunden.

Hier behauptet der Staat ein Monopol zur Wertevermittlung, was sicher auch daran liegt, dass in Berlin die Parteien stärker durch atheistische Haltungen geprägt sind als anderswo in Deutschland.

Und doch war gerade der Volksentscheid zu Pro Reli der beste Beweis dafür, dass Berlin trotz dieser ernüchternden Bestandsaufnahme vielleicht doch keine ganz so gottlose Stadt ist.

Während der Vorwahlzeit war von „Kulturkampf“, von „Kirchenkampf“, gar von „Wahlzwang“ die Rede – aber immerhin die Rede. Eine derart lebhaft debattierte ist in Berlin weder erwartet noch bei anderen Abstimmungen jemals geführt worden. Die zuweilen schrillen Töne waren angesichts der sehr persönlichen Anliegen verständlich, bei emotionalen Fragen oder auch bei ideologischen Haltungen ist das nicht zu vermeiden.

Die Initiative Pro Reli hat erreicht, was von außen, aber auch innerhalb Berlins, nicht für möglich gehalten wurde: Das Thema Religion und Glauben beherrschte über Monate die „Hauptstadt des Atheismus“, und mehr als 300.000 Bürger hatten mit ihrer Unterschrift die Abstimmung über den Religionsunterricht erzwungen. Am Ende kam die Ernüchterung: Zwar gab es immerhin 345.000 Befürworter des Religionsunterrichts, aber mit 366.000 Nein-Stimmen haben doch wieder die Kritiker gesiegt – vor allem im Ostteil der Stadt. Berlin ist in Glaubensdingen tiefer gespalten denn je, auch das ein Ergebnis der öffentlichen Abstimmung über den Religionsunterricht.

Und dennoch: die Vergewisserung über unsere Werte, die breite öffentliche Diskussion darüber, inwieweit unsere Gesellschaft auf dem Fundament des Christentums ruht, bis hin zu der ganz persönlichen Frage: „Wie hältst Du es mit der Religion?“ hat die ganze Stadt bewegt. Leider haben wir, die Befürworter eines Wahlpflichtfaches Ethik/ Religion, es offenbar nicht vermocht, erfolgreich für die Freiheit zu werben, die Freiheit nämlich, wählen zu können, welche Art der Wertevermittlung für das eigene Kind gewünscht wird.

Es ist nicht gelungen, den Unterschied zwischen Ethik und Religion zu erklären, und zwar deshalb nicht, weil großflächig die Voraussetzung dafür nicht gegeben sind, den religiösen Kontext unserer Glaubensüberzeugungen überhaupt zu verstehen. Ein persönliches Erlebnis mag das illustrieren: Ich arbeite im Ostteil der Stadt, viele meiner Mitarbeiter sind aufgewachsen in der DDR. Einmal angesprochen auf einen kleinen Buchsbaumzweig, den ich vom Palmsonntag ins Büro herübergerettet hatte, versuchte ich, das in der Bibel beschriebene Geschehen zu erzählen und unsere Tradition, in Ermangelung von Palm- mit Buchsbaumzweigen daran zu erinnern, zu erklären. Das führte spontan zu der Rückfrage: „Ja, sind denn Jesus und Christus **eine** Person?“ Es wäre also sinnvoll, buchstäblich „bei Adam und Eva“ mit der nachgeholten Bibelkunde zu beginnen. Nur gibt es leider selten eine solche Gelegenheit dazu, wie diejenige an meinem Arbeitsplatz: dort haben wir dann noch viele Pausen mit anschaulichen Geschichten aus der Bibel gefüllt, zur Freude nicht nur der Christin...

Es ist nicht nur schade, es ist geradezu fatal, dass diese Chance unseren Kindern in Berlin vorenthalten wird. Zum freiwilligen Religionsunterricht am Nachmittag werden vor allem Kinder aus bereits religiös gebundenen Familien geschickt – den wenigsten anderen begegnet vielleicht auch einmal ein Buchsbaumzweig an der Bürotür. Den Befürwortern des Wahlpflichtfaches ist es um die Freiheit zur Religion gegangen. Nicht Ethik statt Religion, sondern Ethik aus Religion war das Ziel.

Ethik aus Religion, das ist eine Selbstverständlichkeit für gläubige Christen, auch und gerade für Kirchgänger. Lebendige Gemeinden gibt es viele in Berlin, auch fremdsprachige übrigens – ein Markenzeichen Berlins. Manche Kirche, manche Gemeinschaft sieht man weniger, manche mehr, zumindest, wenn man offenen Auges und offenen Sinnes auf die Suche geht. Meine Gemeinde war schon lange, bevor ich nicht zuletzt wegen dieser Kirche dorthin gezogen bin, Sankt Ludwig in Wilmersdorf. Sie ist neben der Hedwigs-Kathedrale die lebendigste Innenstadtgemeinde Berlins, einmal West, einmal Ost.

Traditionell zieht es Neu-Berliner in diese Innenstadtgemeinden, St. Ludwig lebt vor allem beim Sonntagsgottesdienst um 12 Uhr davon. So sehr mir das sichtbar Geistliche im Stadtbild fehlt, hier lebt es mitten in der City auf: Der Ludwigkirchplatz mit einer der wenigen freistehenden katholischen Kirchen in Berlin bietet etwas für die Seele des gehetzten Großstädtlers. Mitten im Lärm der City West, in der Nähe des Ku`Dammes gelegen, ist dieser kleine Platz vor der Kirche wie eine Oase der Stille, man mag es kaum glauben. Und nicht erst seit die Patres aus dem Orden des Franz von Assisi diese Kirche betreuen, atmet das ganze Areal etwas von jener Schönheit und Stille, die der Heilige Franziskus so unvergleichlich besungen hat. Im Hochsommer 1897 eingeweiht, sollte die Kirche ein „Denkmal für den großen Katholikenführer Ludwig Windthorst sein“, wie es in der Chronik heißt. Die Kirche ist, wie viele historistische Bauten, nicht eigentlich schön – Backstein außen, Sandstein innen, die Pfeiler versperren für viele den Blick auf den Altar, der eigentliche Haupteingang im Westen ist unvollendet und ohne die geplante Vorhalle geblieben. Und dennoch: Dass es diese Kirche hier gibt, dass ihr Backstein sich so wohltuend von der Umgebung abhebt, dass der hohe Turm Orientierung ist, und vor allem, dass es diesen Platz vor dieser Kirche gibt – das alles macht diesen Ort für mich zu einem magischen Anziehungspunkt. Drumherum städtisches Treiben, ein Kinderspielplatz,

unzählige Boutiquen, nachts ein quirliger Treffpunkt junger Amüsierhungriger, tagsüber Einkaufsmeile für die betuchte Anwohnerschaft. Und mittendrin immer der Kirchplatz. Im Sommer ein blumenbestandenes Rondell mit einem der wenigen funktionierenden Springbrunnen der Stadt. Er ist wie ein Kontrapunkt zum urbanen Rhythmus. Die Bäume, die den Platz und sein Gotteshaus säumen, schützen das Ensemble vor der allzu hysterischen Metropole. Die Parkbänke schmiegen sich an das Grün der Hecken und öffnen den Blick auf die blühende Pracht. Im Winter fehlen der Garten und das beruhigende Plätschern des Brunnens regelrecht. Was will Kirche auch anderes sein als eine Einladung zur Ruhe, zur Stille, zur Einkehr?

Nicht nur St. Ludwig, sondern das Haus Gottes generell ist Symbol für unsere Einkehr, dafür, dass wir „zu Hause“ sein können. Überall auf der Welt weckt dieser so typische Kirchenduft aus steinernen Wänden, Weihrauch und Kerzenwachs in mir das Gefühl des Vertrauten und Geborgenen. Das gilt einmal mehr für „mein“ St. Ludwig in Wilmersdorf. Seit 1986 sind die Franziskaner in St. Ludwig. Sie stehen wie wenige für eine weltoffene Kirche. Das genau ist es, was die Atmosphäre des Ludwigkirchplatzes ausmacht: Hier die Welt der Großstadt Berlin, dort die Kirche, die Orientierung bietet im Gedränge. Mir tut es gut, die Kirche, die Franziskaner, die Stille und Schönheit des Ludwigkirchplatzes in unmittelbarer Nähe meiner Wohnung zu wissen, die Glocken der evangelischen Kirche am Hohenzollerndamm und die von St. Ludwig immer wieder zu hören und zu wissen, dass es eben doch eine unaufdringliche Gegenwart des Göttlichen in unserem Alltag gibt, wenn wir nur hinsehen und hinhören.

Neben den tatsächlichen sind es für eine Suchende aber auch immer wieder die imaginierten Zeichen göttlicher Gegenwart, die selbst im Großstadtdschungel Zuversicht künden.

Mir ist eine Begegnung gleich am ersten Tag in meiner neuen Heimat Berlin in Erinnerung: Die neu bezogene Weddinger Wohnung wurde noch mit Ofen beheizt, ein Relikt aus grauer Vorzeit, das nur wir Berliner bis in die 90er Jahre gerettet haben. Da ich meine Wohnung im kalten Februar bezogen habe, musste gleich am ersten Tag ein Emaille-Eimer für die Asche her. Die Berlinerin hinter dem Tresen hat

mir, nicht ohne Mitleid für das „arme Kindchen aus Westdeutschland“, den Eimer erst verkauft, nachdem sie mir höchst persönlich in ihrer eigenen Wohnung die Raffinessen Berliner Kohleöfen erläutert hatte. Das werde ich ihr nie vergessen, ohne sie wäre ich womöglich noch erfroren.

Unwiderstehlich sind aber auch die Eindrücke des Grunewaldes am frühen Morgen beim Laufen. Wenn das nicht göttliche Gegenwart atmet! Es sind genau diese Momente der Besinnung, die zur Freude an die Schöpfung erinnern. Dazu braucht es gar keine aufdringliche materielle Präsenz, denn der Geist des Glaubens weht immer da, wo wir ihm begegnen wollen – das gilt auch für dieses herbe Berlin. Der Ludwigkirchplatz ist auch ein solcher Ort, der zur Nächstenliebe, der Liebe auch zur Kreatur, zu Freiheit, zu Toleranz und Weltoffenheit mahnt.

Meine Verantwortung in der Politik sehe ich als Christin in der Verwirklichung einer solchen freiheitlichen, toleranten, weltoffenen Gesellschaft, die auf dem Fundament eines christlichen Menschenbildes fußt. Das bedeutet, dass jeder Mensch sein Leben in Würde und Freiheit gestalten kann. Der Staat muß den Rahmen zur Förderung individueller Vielfalt gewähren. Nur so werden wir dem Einzelnen in seiner Gottesähnlichkeit gerecht.

Freiheitliche und eigenverantwortliche Lebensgestaltung müssen Vorrang haben vor dem Zugriff der Gesellschaft. Das, „was ein Mensch aus eigener Initiative leisten kann, darf ihm nicht entzogen und der Gesellschaftstätigkeit zugewiesen werden“ – so steht es schon in der 1931 formulierten Enzyklika „Quadragesimo anno“.

Subsidiarität ist in diesem Verständnis also ein Schutz freiheitlicher Lebensgestaltung gegenüber kollektivistischer Vereinnahmung und Bevormundung. Sie ist Ausdruck des Vertrauens in die individuelle Freiheitsbefähigung des Menschen wie auch der Skepsis gegenüber ideologischen Großentwürfen. Das ist die Richtschnur auch für eine Politik aus christlicher Verantwortung. Man muss sich dieser Linie immer wieder vergewissern. Es gibt sie auch in dieser gottlosen Stadt Berlin, dieser Hauptstadt des Atheismus, diesem aufdringlich säkularen Gebilde.

Gerade in dieser spröden Topographie der mühsam überwundenen Teilung, dem rauen Klima einer im alltäglichen Kampf erprobten armen Kommune, dieser disparaten Ansammlung von zwölf Großstädten und ihrer internationalen Einwohnerschaft, gerade in dieser ruppigen und doch wieder so lebendigen Metropole gibt es sie, die vielen, vielen Zeichen göttlicher Gegenwart.

Es sind Menschen, die einem Ofenheizungen erklären, Mitarbeiter, die wissen wollen, wer Jesus Christus war, Naturerlebnisse an einem beliebigen Alltagsmorgen im Tiergarten, die Patres von St. Ludwig, Ereignisse wie die Volksabstimmung Pro Reli, die die ganze Stadt mit Glaubensfragen wachgerüttelt hat, und Kirchen-Oasen mitten in der City.

Auch hier in der vermeintlich so gottlosen Stadt, ja geradezu mitten in ihr, kann göttliche Gegenwart gelingen. In St. Ludwig zum Beispiel gibt es sie: Kontemplation und heitere Entspantheit eben.

Wirklich gottlos ist Berlin Gott sei Dank also nicht.